

Stefan Tertünte SCJ

Geboren 1965 in Marl, trat P. Dr. Stefan Tertünte SCJ 1987 den Herz-Jesu-Priestern bei. Nach seiner Priesterweihe 1995 wurde er 2005 in Theologie promoviert. Zurzeit ist er im Provinzrat der deutschen Ordensprovinz und im Ökumenischen Zentrum in Oberhausen tätig.



Stefan Tertünte SCJ

Einen Neuanfang wagen

Einleitung

Vor fünf Jahren gründeten die Herz-Jesu-Priester (Dehonianer) eine neue Kommunität im Ruhrgebiet.

„Das Provinzkapitel beauftragt die Provinzleitung, die Gründung einer neuen Kommunität in einem großstädtischen Ballungsraum zu fördern. Die Provinzleitung leitet einen sorgsam begleiteten Prozess in die Wege, in dem sich bis spätestens 1. August 2005 Mitbrüder, die sich für die Teilnahme an einer derartigen Neugründung interessieren, finden können, am Konzept einer Neugründung weiterarbeiten, sich auf ihre Tauglichkeit für eine solche Neugründung überprüfen und die weiteren notwendigen Schritte zur Vorbereitung derselben in der Zusammenarbeit mit der Provinzleitung unternehmen.“

Mit 15 Ja-Stimmen bei 7 Nein-Stimmen und einer Enthaltung wurde im Oktober 2002 auf dem Provinzkapitel der Herz-Jesu-Priester (Dehonianer) ein entschei-

dender Schritt in Richtung Gründung einer neuen Kommunität gemacht. Außerhalb des Beschlusses des Provinzkapitels wurde einer zukünftigen neuen Kommunität mit auf den Weg gegeben, die Gestaltung des geistlichen Gemeinschaftslebens zu betonen und bei den Tätigkeiten auf aktuelle pastorale Herausforderungen einzugehen.

Trotz Personalmangels: Die Provinz sagt Ja

Es ist beileibe nicht so, dass unsere Ordensprovinz im Personal schwimmt und deswegen zur Expansion drängt – im Gegenteil. Auch wir haben Nachwuchsprobleme, die Zahl der Mitbrüder geht insgesamt zurück, der Altersdurchschnitt liegt knapp über 60. Kleinere Kommunitäten wurden in den letzten Jahren aufgegeben (Krefeld, Osnabrück, Berlin, Heidelberg), ebenso eine sogenannte große Kommunität mit einem Gymnasium in eigener Trägerschaft in der Nähe von Freiburg. Mitbrüder in bestehenden

Einrichtungen schauen sorgenvoll auf die Zukunft ‚ihres‘ Werkes, ältere Mitbrüder sind verunsichert über ihre Perspektiven im Alter. Es gab gute Gründe zu sagen: Wir können uns die Gründung einer neuen Kommunität nicht leisten. Durchgesetzt hat sich die Überzeugung: Wir können es uns nicht leisten, diese Neugründung zu unterbinden.

Wann der Weg zur Gründung unserer Kommunität angefangen hat, ist schwer zu sagen. Als das Provinzkapitel 1998 die sogenannten kleinen und mittleren Häuser aufgab und damit – ohne es damals zu ahnen – den Weg für Neugründungen frei machte? Als das Provinzkapitel 2002 grünes Licht zur konkreten Vorbereitung einer neuen Kommunität gab? Als das Thema ‚gemeinschaftliches geistliches Leben‘ mit viel Leiden, manchen Mühen und viel Ratlosigkeit immer größer wurde? Als sich vier Mitbrüder bereit fanden, die sagten: Wir würden’s machen? Als die Ungewissheit der eigenen Zukunft die Gewissheit der bisherigen Wege aushöhlte? Als Unzufriedenheiten und Visionen in einem Maß zusammen kamen, das auf Veränderung und Aufbruch drängte? Vieles musste wohl zusammen kommen.

Auf der Suche nach Verbindendem und Verbindlichem

Schließlich waren es vier Mitbrüder, die auf die „Ausschreibung“ von 2002 positiv antworteten, doch einer der vier schied wegen der Übernahme einer Aufgabe in der Ausbildung aus.

Gemäß der Vorgabe des Provinzkapitels organisierten die Interessenten einen supervidierten mehrjährigen Prozess, an dessen Treffen zeitweise auch der

Provinzial teilnahm. Es galt herauszufinden, worum es gehen könnte und ob es eine Chance gäbe, dass es gehen könnte. In der Vorbereitung, in der Vorprüfung dieser Neugründung haben wir uns – jeder für sich und gemeinsam – folgende Fragen gestellt:

- Was ist für dich dehonianische Spiritualität?
- Was bedeutet es für mich, heute in unserer Gesellschaft Dehonianer zu sein?
- Was ist wichtig und belebend für mein geistliches Leben?
- Was brauche ich menschlich und geistlich im Gemeinschaftsleben?
- Was könnte mein pastoraler Beitrag zu einer Neugründung sein?
- Was wäre für mich das biblische Paradigma dieser Neugründung?

Die Antworten auf diese Fragen haben uns ermutigt, gemeinsam weiter zu gehen. Es waren – nicht ganz verwunderlich – viele Gemeinsamkeiten und konstruktive gegenseitige Ergänzungen dabei, die in uns den Eindruck hinterließen: Das könnte gemeinsam was werden. Wir haben keine Charta für unsere neue Kommunität. In gewisser Weise jedoch bildet die Auseinandersetzung mit den obigen Fragen die Charta. Wann immer ein Mitbruder zu unserer Kommunität stößt, reichen wir die Fragen auch an ihn weiter, lassen Zeit zur Beantwortung, und dann erst stellen wir ihm unsere jeweiligen Antworten vor und schauen gemeinsam.

Die Fragen selbst zeigen, dass die alleinige Orientierung an tradierten Gewissheiten nicht ausreicht, dem Ordensleben in Zeiten des Übergangs eine andere Gestalt zu geben. Jeder von uns brachte jahrzehntelange Erfahrung mit Ordensleben, mit Kommunitäten, mit

Apostolat ein. Dazu gehören zwar auch tradierte Schätze wie die Lebensregel unserer Ordensgemeinschaft, aber eben auch die Erfahrung, was aus dieser Lebensregel im konkreten Ordenslebensalltag werden kann.

Das Gemeinschaftsleben neu finden

Man mag es als Notwendigkeit, als Luxus oder gar Maßlosigkeit empfinden, dass wir z.B. unseren geistlichen Ordnungsrahmen quasi neu erfinden mussten bzw. wollten. Dass das überkommene System der drei, an täglichem Stundengebet und Eucharistie orientierten Gebetszeiten, immer weniger ein tragfähiges Fundament geistlicher Gemeinschaft einer apostolischen Kommunität wurde, war unsere gemeinsame Erfahrung. Wir haben unsere positiven wie negativen Erfahrungen ernst genommen. Grundsätzlich haben wir uns für ein „weniger, aber intensiver“ entschieden – und vor allem „weniger, aber verbindlicher“. In manchen Kommunitäten mangelt es nicht an der Anzahl von Gebetszeiten, es mangelt eher an der Anzahl der Mitbrüder, die daran teilnehmen bzw. daran, dass sie wirklich für uns zu Zeiten des Gebetes werden können – so jedenfalls unsere Erfahrung. Als erste Konsequenz daraus haben wir beschlossen, jeden Tag gemeinsam mit einer Zeit stiller Betrachtung zu beginnen – jeweils 20 bis 30 Minuten. Reden tun wir genug, in unseren Arbeiten und miteinander. Vor Gott am Beginn des Tages den Mund halten und uns doch gemeinsam seiner Gegenwart aussetzen, schien uns und scheint uns bis heute unser angemessener Start in den Tag zu sein.

Einmal pro Woche treffen wir uns zum Bibelleiten mit anschließender eucharistischer Anbetung. Jeweils freitags feiern wir in der Krypta der benachbarten Kirche einen Gottesdienst unter der Überschrift „Heilige Stunde: Leben teilen – Bibel teilen – Eucharistie“. Dieser Gottesdienst dauert in der Regel 1 ½ bis 1 ¾ Stunden und war zunächst nur für die Kommunität gedacht. Mit der Zeit haben wir ihn zur Mitfeier geöffnet. Dennoch bleibt es DIE Kommunitätsmesse in der Woche. Zweiwöchentlich treffen wir Mitbrüder uns zum „Lebenteilen“. Was war mir wichtig in den vergangenen zwei Wochen, im Geistlichen, in der Arbeit, im Mitmenschlichen, in der Kommunität – soweit es mitteilbar ist?

Ca. alle drei Monate verbringen wir einen Sonntagnachmittag und -abend mit einer Recollectio, die jeweils abwechselnd einer der Mitbrüder vorbereitet. Die Supervision läuft auch über die Vorbereitung der Neugründung hinaus weiter, ca. drei- bis viermal pro Jahr fahren wir für einen Tag zur Supervision nach Vallendar, gleichzeitig ist es für uns schlicht ein „gemeinsamer Tag“ und Gelegenheit zu längerfristiger Planung. Die Supervision bietet uns die Möglichkeit, manches zur Sprache zu bringen, wozu im Alltag entweder der Rahmen oder die Freiheit fehlt. Die eine oder andere Krise der Kommunität konnte so, statt im Untergrund zerstörerisch zu schwelen, ans Tageslicht gebracht und angegangen werden. Viele Menschen nehmen unsere Hilfe in Anspruch in ganz unterschiedlichen Fragen und Nöten – es scheint uns normal, dass auch wir es lernen, Hilfe in Anspruch zu nehmen. Und wissen doch, dass Supervision kein Allheilmittel ist.

Nicht Sympathie ist es, was uns miteinander leben lässt. Eines der Schlüsselwörter ist jedoch „Interesse“ – Interesse am Leben, am Arbeiten und Glauben des Anderen, aber auch die Offenheit, dass sich der Andere für mich interessiert.

Am Rande leben und arbeiten

Im Laufe der Vorbereitung standen unterschiedliche Standorte zur Debatte: Berlin, Bremen, Heidelberg, Brüssel. Schließlich meldete von sich aus der Bischof von Essen Interesse an und lud uns in das Ruhrbistum ein. Das Ruhrgebiet als großstädtischer Ballungsraum, die Ursprünge unserer Ordensgemeinschaft im Kontext der Sozialen Frage, eine grundsätzliche Sympathie für diesen Lebensraum – wir ließen uns auf erste Gespräche mit Vertretern des Bistums ein. Ein erstes Angebot war zwar gut gemeint, aber doch eher eine Fortführung des bereits Bekannten: Wieder ein großes Haus (ein ehemaliges Kloster), wieder die Übernahme einer großen Pfarrei – es entsprach nicht dem Profil einer Neugründung, wie es sich bei uns entwickelt hatte. Es lohnte sich, dies deutlich zu machen, ohne im Interesse für das Ruhrgebiet nachzulassen, ein zweites Angebot kam. Schließlich zogen wir zur Miete in ein ehemaliges Pfarrhaus in Oberhausen ein.

Ein Mitbruder ist seither mit einer vollen Stelle Religionslehrer an einem technischen Berufskolleg. Ein weiterer Mitbruder arbeitet im Bereich Exerzitien (vor allem Exerzitien im Alltag), Meditation, Rhythmus-Atem-Bewegung (Eutonie) und kann einen Großteil der Kurse in einem Meditationsraum in unserem Haus durchführen. Ich selbst

arbeite mit einer halben Stelle in einer ökumenischen Einrichtung der Cityseelsorge im Einkaufs- und Freizeitzentrum CentrO in Oberhausen und darüber hinaus in Weiterbildung und Medienapostolat unserer Ordensgemeinschaft. Alle arbeiten wir nach unseren Möglichkeiten mit in der hiesigen Pfarrei.

Wir sind nach wie vor überrascht, wie sehr die Tätigkeiten unseren jeweiligen Interessen und Fähigkeiten entsprechen. Gewiss, wir haben recht genau unsere pastoralen Schwerpunkte formuliert. Dass das Bistum derart darauf einge-

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

hen konnte und sich die vereinbarten Einsätze als derart passend erwiesen, ist weiterhin Grund zu großer Dankbarkeit. Froh sind wir im Nachhinein, dass wir dem Druck – der sich in jedem weiteren möglichen Einsatzort auch andeutete – stand hielten und keine Verantwortung für eine Pfarrei übernommen haben. Zu oft haben wir erlebt, dass die Hauptverantwortung für eine Pfarrei schnell eine ganze Kommunität dominiert und nicht selten am geistlichen Gefüge einer Kommunität zerrt. Angesichts der Umstrukturierungen im Bistum Essen und der allgemeinen kirchlichen Entwicklung sind wir um so froher, dass wir im klassischsten pastoralen Feld einer bischöflich verfassten Kirche nicht in der ersten Reihe als Amtsträger mitwirken. Der Rand ist in mehrerlei Hinsicht

ein unserem Ordensleben angemessener Ort. Über unsere Mitarbeit in der Pfarrei hinaus sind wir nach unserem Eindruck gut in die Oberhausener Kirche und im Bistum Essen integriert: Mitarbeit in der Stadtkonferenz, in der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen, gute Kontakte zum Klerus, Engagement in mehreren diözesanen Arbeitskreisen – unsere Präsenz ist nicht die eines Leuchtturmes, aber sie wird immer wieder dankbar wahrgenommen – das reicht.

Wir leben am Rande eines sozial schwierigen Stadtteiles. Keine gutbürgerliche Wohngegend, sondern eher Hartz IV-geprägt. Wir fühlen uns wohl hier. Gewiss, zu Beginn unserer Zeit in Oberhausen hatten wir den Wunsch nach mehr Mitleben und Engagement in dem Stadtteil. Momentan reduziert sich dies auf Begegnungen zur Vorbereitung von Taufen, Hochzeiten und Beerdigungen, auf punktuelle Mitarbeit an der Hauptschule und einige Aktionen im Stadtteil sowie die Teilnahme an Stadtteilgesprächen. Zum Einen lassen unsere hauptamtlichen Tätigkeiten nicht viel mehr zu an Engagement, zum Anderen anerkennen wir, dass auch uns der Milieu-Brückenschlag nicht leicht fällt. Wahrscheinlich bräuchte es dazu noch weitere Bekehrung.

Die Neugründung innerhalb der Provinz

Vereinzelt hatte man gehofft, mit der Neugründung gehe ein Ruck durch die Provinz. Andere hatten gemeint, das Projekt würde sich nicht zuletzt aus menschlichen Gründen bald erledigt haben. Beides ist nicht geschehen. Es gibt immer noch Mitbrüder, die aus

Prinzip keinen Fuß in unser Haus setzen, weil sie sich nicht mit der aus ihrer Sicht fatalen Entscheidung zu diesem Projekt abfinden können. Viele Mitbrüder schauen mittlerweile auf unsere Kommunität mit dem gleichen Wohlwollen wie auf jede unserer Gemeinschaften. Andere freuen sich, dass es diese Kommunität gibt. Immerhin hat die Provinzleitung bereits zweimal entschieden, Mitbrüder für einen Teil ihrer Ausbildung bzw. zum Sprachstudium in unsere Kommunität zu versetzen. Ob diese klösterliche Niederlassung Zukunft hat in unserer Provinz? Manche Mitbrüder empfinden unser Zusammenleben – von außen betrachtet – als zu eng. Wir selbst würden eher beide Worte, Freiheit und Verbindlichkeit, groß schreiben, um unser Zusammenleben zu kennzeichnen. Es wird so sein, dass viele Mitbrüder ein Leben in großen Häusern vorziehen – das hat seine Gründe. Das ist wohl eine der Ernüchterungen, dass auch jüngere Mitbrüder eher die großen und langen Flure den kurzen Wegen vorziehen. Unser Projekt ist zunächst auf ca. 10 Jahre angelegt, man wird sehen.

Jeder von uns ist in mindestens einer Kommission unserer Provinz, einer zudem in der Provinzleitung, die Einbindung in das Leben der Provinz ist also normal.

In einer säkularisierten Welt

Beim Nachdenken über unsere Neugründung kommt mir die Diskussion um das Stichwort „Säkularisierung“ in den Sinn, insbesondere das Buch von Charles Taylor „Das säkulare Zeitalter“, das ich bisher zugegebenermaßen lediglich von Rezensionen her kenne. Die taz

schrrieb über Taylors Thesen unter anderem: „Der Pluralismus habe Eingang in die Art des Glaubens gefunden: Direkt, naiv kann heute nicht mehr geglaubt werden, nur noch zweifelnd, reflektiert, erkämpft.“ Was für den Glauben allgemein gilt, gilt auch für den Glauben im und den Glauben an das Ordensleben. Der Rückzug in ein katholisches Ghetto, wo zumindest innerhalb der Klostermauern noch unbeschadet der negativen Auswirkungen der säkularen Gesellschaft gemeinschaftlich geglaubt werden kann in jahrzehnte- oder gar jahrhundertelang bewährten Formen, kam für uns nicht in Frage. Zu sehr ist uns deutlich, dass selbst innerhalb unserer Gemeinschaften nolens volens das säkulare Zeitalter mit seinen Individualisierungsschüben Einzug gehalten hat. Zu sehr ist uns deutlich, dass wir als Menschen unserer Zeit gar nicht anders können und wollen als uns der Herausforderung zu stellen, die allen heutigen Menschen der westlichen Welt gestellt ist: ihren Glauben persönlich durchzubuchstabieren.

Das Ordensleben hat hierbei von der gewählten Lebensform her eine absolute Chance. In einer Gesellschaft, in der immer offenkundiger das Problem besteht, wie denn vor lauter persönlichem Durchbuchstabieren des (Glaubens)Lebens Verständigung mit dem Anderen bzw. den Anderen möglich ist, können Ordensmenschen – vielleicht – nach Wegen suchen, wie beides ernst genommen werden kann: die Notwendigkeit, zu je eigenen Glaubensweisen

aufzubrechen und die Notwendigkeit nach einem tragfähigen Miteinander dieser Aufbrüche zu suchen. Das wäre fundamentale Solidarität mit heutigen Menschen. Diese Solidarität bezieht sich jedoch nicht allein auf das Miteinander in einer einzelnen Kommunität.

Die Zeit, in der es innerhalb einer Ordensprovinz, grob gesprochen, einen Weg gab, das Ordensleben zu leben, scheint vorbei. Die ausgesprochene oder unausgesprochene Forderung, jede/r müsse grundsätzlich in jeder Kommunität leben können, verkennt sowohl die Realitäten als auch die Herausforderungen heutiger Zeit. Die „gemeinsame Berufung“, die gemeinsame Lebensregel sind keine Garanten dafür, dass es in der historischen Konkretion ein allen zugängliches Paradigma gibt. Auch in einer Ordensgemeinschaft, gar in einer Provinz, wird es unterschiedliche Konkretionen des Ordenslebens geben, die nicht austauschbar jedem Ordensmann, jeder Ordensfrau zugänglich sind.

Die Herausforderung einer Neugründung besteht also nicht allein und heute nicht einmal vor allem darin, dass die betroffenen Mitbrüder eine aus ihrer Sicht stimmige Konkretion des Ordenscharismas gestalten. Noch größer scheint die Herausforderung zu sein, wie die gegenseitige Unzugänglichkeit von Konkretionen jenseits von lustlosem Desinteresse oder leidenschaftlichem Verwerfen ausgehalten, vielleicht sogar gelebt werden kann. Das ist eine offene Frage.